

Sarah Dessen  
Stop saying goodbye



© KPO Photo

*Sarah Dessen*, geboren 1970, aufgewachsen in North Carolina, lebt mit ihrer Familie in Chapel Hill, North Carolina, und unterrichtet Creative Writing an der University of North Carolina. Sie ist eine der meistgelesenen Jugendbuch-Autorinnen in den USA und alle ihre Romane wurden vielfach preisgekrönt. Auch in Deutschland wächst ihre Fangemeinde mit jedem Buch. Mehr über die Autorin unter [www.sarahdessen.com](http://www.sarahdessen.com). Weitere Titel von Sarah Dessen bei dtv pocket: siehe Seite 4.

*Gabriele Kosack*, geboren auf Nias (Indonesien), studierte in München Germanistik, Psychologie, Musikwissenschaft und besuchte in New York eine Schauspielschule. Heute pendelt sie als freie Autorin und Übersetzerin zwischen Köln und Essaouira (Marokko).

Sarah Dessen

# Stop saying goodbye

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Gabriele Kosack

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Sarah Dessen sind außerdem bei dtv pocket lieferbar:

Crazy Moon  
Zu cool für dich  
Someone like you  
Zwischen jetzt und immer  
Just Listen  
About Ruby  
Because of you

Das gesamte lieferbare Programm von dtv junior  
und viele andere Informationen finden sich unter  
[www.dtvjunior.de](http://www.dtvjunior.de)



Deutsche Erstausgabe  
© 2011 Sarah Dessen  
Titel der amerikanischen Originalausgabe:  
›What happened to Goodbye‹,  
2011 erschienen bei Viking Children's Books  
This edition published by arrangement with Viking Children's Books,  
a member division of Penguin Young Readers Group,  
a member of Penguin Group (USA) Inc.  
© 2012 der deutschsprachigen Ausgabe:  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH und Co. KG,  
München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Marion Sauer  
unter Verwendung eines Fotos von Jan Roeder  
Gesetzt aus der Goudy Old Style 10,25/12,75'  
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN: 978-3-423-78261-6

*Für Gretchen Alva, in Liebe und Bewunderung*

Löse dich von allem bisher Gekannten –  
du bist nicht allein.

Wir können zusammen ein neues Zuhause errichten – du  
bist nicht allein.

Ben Lee: *Familien, die bei Brettspielen mogeln*



## *Eins*

Die Tischplatte klebte, mein Wasserglas war verschmiert und weit und breit keine Kellnerin in Sicht, obwohl wir schon seit zehn Minuten an dem uns zugewiesenen Tisch saßen. Aber ich wusste, was mein Vater trotzdem als Nächstes sagen würde. Mittlerweile gehörte sogar das zur Routine.

»Ich habe das Gefühl, der Laden hat durchaus Potenzial.«

Beim Sprechen sah er sich um, betrachtete prüfend die Einrichtung. Auf der Speisekarte wurde das *Luna Blu* als »modernes italienisches Restaurant im guten alten Stil« beschrieben; aber soweit ich es nach den paar Minuten, die wir nun hier hockten, beurteilen konnte, war Letzteres dann doch eher zweifelhaft. Erstens waren um diese Zeit – an einem Wochentag gegen halb eins – lediglich zwei Tische besetzt: unserer und noch einer. Zweitens fiel mir auf, dass die Plastikpflanze neben unserem Tisch von einer ansehnlichen, einen halben Zentimeter dicken Staubschicht bedeckt wurde. Mein Vater allerdings musste sich ja optimistisch geben. War schließlich sein Beruf.

Wir saßen einander gegenüber, und während er mit zusammengekniffenen Augen die Speisekarte studierte, betrachtete ich ihn. Er brauchte eine Lesebrille, trug jedoch keine mehr, weil er innerhalb kürzester Zeit drei Stück hintereinander verloren hatte. Deshalb blinzelte er jetzt

eben beim Lesen lieber heftig. Bei jedem anderen Menschen hätte das extrem bescheuert ausgesehen, meinem Vater hingegen verlieh es eher zusätzlichen Charme.

»Die haben hier Calamari *und* Guacamole.« Er hob die Hand, um sich das Haar aus der Stirn zu streichen. »Beides auf einmal gab es bisher nirgends, also sollten wir auch beides bestellen, oder?«

»Mh«, stimmte ich zu. Eine Kellnerin in Minirock und Lammfellstiefeln marschierte an uns vorbei, ohne uns eines Blickes zu würdigen.

Mein Vater blickte ihr kurz nach, wandte sich dann wieder mir zu. Ich sah ihm an, dass er sich – wie jedes Mal, wenn wir wieder überstürzt packen mussten und ohne Vorwarnung wo abgehauen waren – fragte, ob ich sauer auf ihn war. War ich nicht. Klar machte es keinen Spaß, von jetzt auf gleich ein ganzes Leben mit allem Drum und Dran hinter sich zu lassen. Aber auch das war letztlich dann doch nur eine Frage der Perspektive. Empfund man es als unfaire Erschütterung, die einem wieder einmal das Leben ruinierte: aus! Dann konnte man sich und insgesamt gleich aufgeben. Sofern man die ständige Umzieherei jedoch als Chance nahm, sich neu zu erfinden, woanders noch mal von vorn anzufangen ... in dem Fall war alles gut. Wir waren in Lakeview, hatten Anfang Januar. Ich hätte so ungefähr jedes Mädchen sein können, das schon seit ewigen Zeiten hier wohnte.

Ein dumpfer Aufprall ertönte. Wir blickten gleichzeitig zur Bar, wo eine junge Frau mit langen schwarzen Haaren, deren Arme mit Tätowierungen übersät waren, gerade einen großen Karton hatte fallen lassen. Sichtlich genervt atmete sie durch, ging in die Hocke und begann, die Pappbecher einzusammeln, die um sie her über den Fußboden



rollten. Sie hatte gerade die Hälfte wieder in die Kiste gepackt, da blickte sie auf. Und bemerkte uns.

»Oh nein!«, stöhnte sie. »Warten Sie schon lange?«

Dad legte die Speisekarte beiseite. »Nein, nicht wirklich.«

Was sie ihm offenkundig keine Sekunde lang abkaufte, sondern sich aufrichtete und suchend im Raum umschaute. »Tracey!«, rief sie, deutete in unsere Richtung. »Du hast Gäste. Könntest du bitte zu ihnen gehen, sie begrüßen, wenigstens schon mal die Getränkebestellung aufnehmen?«

Ich hörte ein Stampfen; im nächsten Moment kam die Lammfellstiefel-Kellnerin um die Ecke gebogen. Während sie ihren Bestellblock hervorzog, machte sie ein Gesicht, als hätte sie katastrophale Nachrichten für uns. »Willkommen im *Luna Blu*«, leierte sie. »Was möchten Sie trinken?«

»Wie sind die Calamari?«, fragte Dad.

Sie beäugte ihn, als wäre das eine Fangfrage. Schließlich antwortete sie gedehnt: »Ganz gut.«

Mein Vater lächelte. »Ausgezeichnet. Wir nehmen einmal Calamari, einmal Guacamole. Ach ja, und einen kleinen grünen Salat nach Art des Hauses.«

»Heute gibt es als Dressing nur Vinaigrette«, erklärte Tracey.

»Wunderbar, genau das, was wir möchten«, erwiderte Dad.

Sie warf ihm über ihren Bestellblock hinweg einen zweifelnden Blick zu. Seufzte schwer, steckte sich den Stift hinters Ohr, trottete von dannen. Ich wollte sie gerade zurückrufen, um mir eine Cola zu bestellen, da meldete sich unvermittelt Dads Handy; da er es auf Vibration gestellt hatte, hüpfte es auf der Tischplatte leicht hin und her und klirrte gegen sein Besteck. Er nahm es, warf einen Blinzelnblick aufs Display, legte es jedoch wieder hin, ohne die SMS zu lesen, die soeben eingetrudelt war. Er hatte keine der

zahlreichen SMS gelesen, die er bekommen hatte, seit wir heute Morgen aufgebrochen waren und unsere letzte Station, Westcott, ruck, zuck hinter uns gelassen hatten. Als er wieder zu mir herüberschaute, setzte ich eine betont muntere Miene auf.

»Ich habe auch ein gutes Gefühl, was dieses Restaurant angeht«, sagte ich lächelnd. »Scheint tatsächlich Potenzial zu haben.«

Er sah mich einen Moment stumm an, streckte dann die Hand aus, drückte liebevoll meinen Arm. »Weißt du was?«, antwortete er. »Du bist ein erstaunliches Mädchen. Ein wirklich ganz großartiges Mädchen!«

Erneut vibrierte sein Handy, doch dieses Mal achtete keiner von uns beiden darauf. Und in Westcott hockte ein anderes erstaunliches, großartiges Mädchen und fragte sich verwundert, weshalb um alles in der Welt ihr Freund – der Typ, der so nett und charmant war, aber einfach keine feste Bindung eingehen konnte (oder wollte?) – weder auf Anrufe noch auf SMS reagierte. Vielleicht stand er unter der Dusche. Oder hatte wieder einmal sein Handy vergessen. Oder vielleicht saß er auch mit seiner Tochter in einer Hunderte von Kilometern entfernten Stadt in einem Restaurant, im Begriff, zum soundsovielten Mal ein neues Leben anzufangen.

Kurze Zeit später kehrte Tracey mit der Guacamole sowie dem Salat zurück und knallte sie zwischen uns auf den Tisch, dass es schepperte. »Die Calamari brauchen noch eine Minute«, verkündete sie. »Kann ich sonst was für Sie tun?«

Mein Vater warf mir einen Blick zu. Beinahe gegen meinen Willen überfiel mich bei der Vorstellung, dass alles wieder auf Anfang gesetzt, alles wieder aufs Neue zu erledigen und zu erleben war, plötzlich ein Gefühl von Erschöpfung. Aber es hielt nicht lange an, schließlich hatte *ich* die Entscheidung

getroffen, vor mittlerweile zwei Jahren: bleiben oder gehen, eine sein oder viele. Man konnte über meinen Vater sagen, was man wollte – langweilig war das Leben mit ihm nie.

»Nein«, sagte er zu Tracey, wobei er mich nicht aus den Augen ließ. Die in diesem Moment kein bisschen blinzelten, sondern groß und rund und blau waren, wie meine eigenen. »Uns geht's prima, wir haben alles, was wir brauchen.«

\*

Jedes Mal, wenn mein Vater und ich in eine neue Stadt zogen, gingen wir als Allererstes in dem Restaurant essen, das er im Auftrag seines Chefs diesmal übernehmen sollte. Wir bestellten immer dieselben Vorspeisen: bei einem Mexikaner Guacamole, bei einem Italiener Calamari und, egal wo, einen schlichten grünen Salat. Das waren die Basisgerichte, die – Dads Überzeugung nach – in jedem Restaurant, welches den Namen überhaupt verdiente, angeboten werden sollten, und zwar in ordentlicher Qualität. Deshalb bildeten diese Gerichte die Grundlage für seine Arbeit in dem jeweiligen Lokal. Im Laufe der Zeit wurden sie für mich überdies zu einem guten Maßstab dafür, wie lange wir an dem Ort, an dem wir diesmal wieder gelandet waren, bleiben würden, sodass ich mich besser auf die unmittelbare Zukunft einstellen konnte. Anständige Guacamole und halbwegs knackiger Salat bedeuteten: Besser nicht zu sehr einlassen, auf nichts und niemanden, keine tieferen Bindungen eingehen. Waren die Calamari hingegen zäh wie Gummi oder hatte das Grünzeug schleimig schwarze Ränder, wusste ich: Es lohnte sich durchaus, in der Schule bei einer der Mannschaftssportarten mitzumachen oder vielleicht sogar dem einen oder anderen Verein, Club, Komitee beizutreten. Denn wir würden definitiv eine Weile bleiben.

Nach dem Essen wurde stets brav bezahlt und ein großzügiges, allerdings nicht übertriebenes Trinkgeld gegeben; dann zogen wir erst einmal los, um unser neuestes – gemietetes – Domizil zu inspizieren. Nachdem wir den Umzugsanhänger abgekoppelt hatten, fuhr mein Vater dann in das bewusste Restaurant zurück, um sich offiziell vorzustellen. Und ich fing an, uns in unserem neuen Heim einzurichten.

Die Wohnungen besorgte *EAT INC.* für uns, der Restaurantkonzern, für den mein Vater als Berater arbeitete. In Westcott, dem Badeort in Florida, den wir gerade verlassen hatten und der sich lang und schmal am Meer entlangstreckte, hatten sie einen richtig süßen Bungalow für uns organisiert, eines Innenarchitekten Traum in Pink und Grün, gerade mal einen Häuserblock vom Strand entfernt. Es wimmelte dort von Plastikflamingos, sie waren einfach überall: im Garten, im Bad, als Lichterkette über dem Kamin. Kitschig, aber irgendwie nett. Davor, in Petree, einer Vorstadt von Atlanta, hatten wir in einem umgebauten Loft in einem Hochhaus gewohnt, mit lauter Junggesellen und Geschäftsleuten als Nachbarn. Moderne Möbel mit scharfen Ecken und Kanten aus Teakholz, überhaupt alles in dunklen Tönen gehalten; es war sehr still da gewesen, sehr kühl. Was mir aber vielleicht nur wegen unserer Mietwohnung davor aufgefallen war, einer Etage in einem Terrassenhaus in einer Sackgasse in Montford Falls, wo ausschließlich Familien wohnten. Auf jedem Rasenstück lagen Fahrräder herum, an den meisten Veranden flatterten dekorative Fähnchen: dicke fette Nikoläuse in der Weihnachtszeit, rubinrote Herzen am Valentinstag, Regentropfen und -bogen im Frühling. Die Gang der tratschenden Muttertiere – sie trugen Yogahosen wie eine zweite Haut und nutzten den Gang zur Schulbushaltestelle jeden Morgen und jeden Nachmittag

gern als Powerwalk-Intermezzo – machte vom Augenblick unseres Einzugs an keinen Hehl daraus, dass sie uns genauestens im Blick behalten würde. Dad, mit seinen unregelmäßigen Arbeitszeiten, der oft erst sehr spät heimkommt, wurde von ihnen jedes Mal scheel beäugt; ich dagegen ertete mitleidige Blicke, wenn ich unsere Einkäufe ins Haus schleppte oder ganz selbsttätig die Post aus dem Briefkasten holte. Mir war längst klar, dass ich nicht mehr zu der Art Gemeinschaft gehört, die man als traditionellen Familienverband bezeichnet. Doch ihr unverhohlenes Starren bestätigte mir das immer wieder aufs Neue.

Bei jenem ersten Umzug war alles so fremd, so ungewohnt und anders gewesen, dass ich nicht das Gefühl hatte, ich müsste meinerseits auch noch eine andere werden. Deshalb war das Einzige, was ich konkret geändert hatte, mein Vorname. »Nein, ich heiße Eliza«, korrigierte ich meinen Klassenlehrer an meinem ersten Schultag in Montford Falls. Freundlich, aber bestimmt. Und er? Blickte auf die Anwesenheitsliste, strich durch, was da stand, schrieb stattdessen »Eliza« hin. Als wäre es das Selbstverständlichste auf der Welt. Es war echt erstaunlich leicht: Einfach mal eben so, in der Hektik vor Beginn der ersten Stunde und zwischen den Ankündigungen, die er uns zu machen hatte, sammelte ich die vierzehn bisherigen Jahre meines Lebens auf, rollte sie ein wie Pergamentpapier, räumte sie weg – und war wie neugeboren. Ehe der eigentliche Unterricht überhaupt begonnen hatte.

Was mein Vater davon hielt, weiß ich nicht genau. Als ein paar Tage später das erste Mal jemand für Eliza anrief, streckte ich zwar sofort die Hand nach dem Hörer aus, den er mir dann auch automatisch reichte. Aber er wirkte befremdet, ja verwirrt, ohne sich allerdings je dazu zu äußern. Trotzdem ahnte ich, dass er es verstand. Wir waren gemein-

sam aus derselben Stadt geflohen, denselben Umständen ... Er musste von Berufs wegen der bleiben, der er war; dabei bezweifelte ich keine Sekunde lang, dass auch er, hätte er die Option gehabt, sich liebend gerne eine – oder mehrere – neue Identitäten ausgesucht hätte.

Als Eliza unterschied ich mich noch nicht wesentlich von dem Mädchen davor. Ich sah meiner Mutter sehr ähnlich; sie nannte es, bei uns beiden, den »gesunden, natürlichen Mädchen-vom-Land-Look«: groß, dunkelblond, blaue Augen. Schon rein äußerlich entsprach ich daher demselben Typus wie die Mädchen, die an jeder Schule zu den Beliebten zählen. Außerdem muss man bedenken, dass ich nichts zu verlieren hatte, was mir zusätzliches Selbstbewusstsein verlieh; der Kontakt mit den Superathleten und Partyprofis fiel mir deshalb leicht. Eliza freundete sich also rasch und unkompliziert mit jeder Menge Leute an. Günstig für mich war überdies, dass jeder in Montford Falls jeden seit Urzeiten kannte; man wurde, selbst wenn man so aussah wie alle Übrigen, allein schon deshalb zur interessanten Exotin, zu jemand anderem, weil man neu in der Stadt war. Mir gefiel dieses Gefühl so gut, dass ich bei unserem nächsten Umzug, nach Petree, sogar noch einen Schritt weiter ging. Ich nannte mich Lizbet, hing mit den Balletteusen und Dramaqueens ab. Ich trug abgeschnittene Strumpfhosen, schwarze Rollkragenspullover, knallroten Lippenstift, einen Pferdeschwanz, der so straff gespannt und zu einem winzigen Dutt gesteckt war, dass es wehtat, fing an zu rauchen, Kalorien zu zählen und um alles ein Riesentamtam zu machen. Anders war es, definitiv, allerdings auch extrem anstrengend. Wahrscheinlich war das der Grund, warum ich in Westcott, unserer letzten Station bisher, vollkommen zufrieden damit gewesen war, Beth zu sein, die in der Schülermitverwaltung die Büroarbeiten erledigte und

bei allem mitmachte, wobei man mitmachen konnte. Non-stop. Ich schrieb Artikel für die Schülerzeitung, beteiligte mich an der Zusammenstellung/Redaktion des Jahrbuchs und gab Mittelstufenschülern Nachhilfe. In der übrigen Zeit organisierte ich Aktionen wie den Verkauf von selbst gebackenem Kuchen oder ehrenamtliches Autowaschen, um Spenden zu sammeln: für die Literaturzeitschrift, den Debattierclub, die honduranischen Kinder, denen die Mitglieder der Spanisch-AG ein Jugendzentrum bauen wollten, aber irgendwie die Finanzierung nicht auf die Reihe kriegten. Ich war »das Mädchen, das alle kennen« und deren Gesicht auf fast jeder Seite des Jahrbuchs auftauchte. Was dazu führen würde, dass mein Verschwinden aus dem folgenden Jahrbuch umso auffälliger sein würde.

Das Merkwürdigste an der ganzen Sache war, dass ich in meinem früheren Leben nichts von alledem gewesen war: weder Schulsprecherin noch Schauspielerin, noch Sportlerin. Damals war ich Durchschnitt, normal, nicht weiter aufgefallen. Einfach bloß Mclean.

Mclean. Mein richtiger Name, mein Taufname. Und der Name des erfolgreichsten Coaches, der je die Basketballmannschaft der *Defriese University* trainiert hatte. Meine Eltern hatten an der *Defriese* studiert, das Team war Dads absoluter Lieblingssportverein. Ihn als Fan der Basketballmannschaft der *Defriese University* zu bezeichnen, wäre eine glatte Untertreibung, ungefähr so, als würde man in der Sonne lediglich einen Stern unter vielen sehen. Er lebte und atmete *DB* – wie er und seine Mitbegeisterten das Team nannten – seit seiner Kindheit. Er war nur fünf Minuten vom Campus entfernt aufgewachsen und nahm jeden Sommer an dem Basketball-Camp teil, das von der *Defriese* veranstaltet wurde, wusste sämtliche Fakten, Zahlen und Sta-

tistiken über jeden Spieler und jede Mannschaft auswendig und trug auf jedem Schulgruppenfoto – vom Kindergarten bis zur Highschool – ein DB-Trikot. Die schönsten vierzehn Minuten seines Lebens waren definitiv die insgesamt vierzehn Minuten, die er tatsächlich selbst hatte spielen dürfen; für die Ehre hockte er insgesamt zwei Jahre als Ersatzspieler auf der Bank.

Mit einer Ausnahme natürlich, wie er stets hastig hinzufügte: meine Geburt. Das sei auch ein Wahnsinnsmoment gewesen. So unglaublich, dass nur ein einziger Name für mich infrage kam: der von Maclean Rich, seinem ehemaligen Trainer, dem Mann, den er auf der Welt am meisten bewunderte und respektierte. Da meine Mutter wusste, Widerstand war zwecklos, bestand sie lediglich darauf, dass ich zumindest einen normalen zweiten Vornamen bekam, Elizabeth. Nur für den Fall, dass ich mal eine Alternative bräuchte oder wollte. Ich hätte nie damit gerechnet, dass der Fall je eintreten würde.

Noch vor drei Jahren waren meine Eltern, seit ihren ersten Studententagen fest liiert, ein glücklich verheiratetes Paar mit einer heiß geliebten Tochter gewesen. Wir wohnten in Tyler, der Studentenstadt mit der *Defriese University* als Dreh- und Angelpunkt allen täglichen Lebens, wo meine Eltern ein Restaurant betrieben, *Mariposa Grill*. Mein Vater war der Chefkoch, meine Mutter kümmerte sich um den allgemeinen Restaurantbetrieb und die Büroarbeiten. Ich wuchs im *Mariposa Grill* auf, saß entweder in dem winzigen, engen Büro und malte Rechnungen bunt aus oder hockte in der Küche auf einer der Arbeitsplatten und sah den Küchenhilfen beim Frittieren zu. Selbstverständlich hatten wir DB-Dauerkarten, oben im Olymp, wo Dad und ich uns die Lunge aus dem Leib brüllten, während tief unter uns die



Basketballer wie Ameisen auf dem Spielfeld herumhuschten. Ich kannte sämtliche statistische Fakten über das *Defriese*-Team auswendig, ähnlich wie andere Mädchen alles über Disney-Prinzessinnen wissen: aktuelle Spieler, ehemalige Spieler, Trefferquoten der Anfangsformationen und der Einwechselspieler, wie viele Siege McLean Rich brauchen würde, um der erfolgreichste College-Basketballcoach aller Zeiten zu werden. An dem Tag, als er dieses Ziel erreichte, umarmten Dad und ich uns jubelnd, prosteten einander mit Bier (er) beziehungsweise Gingerale (ich) zu und feierten ihn wie stolze Familienmitglieder.

Als Mclean Rich abdankte, trauerten wir aus ganzer Seele und machten uns fürchterliche Sorgen wegen der Nachfolgeregelung. Wir informierten uns genauestens über die jeweilige bisherige Laufbahn der Kandidaten sowie die von ihnen bevorzugten Angriffstaktiken und kamen überein, der junge, enthusiastisch wirkende Peter Hamilton mit seinen bisherigen Erfolgen wäre der geeignetste. Wie so viele andere, die an seiner Begrüßungsparade teilnahmen, setzten wir große Hoffnungen in ihn. Begründete Hoffnungen, wie es schien, denn eines Abends tauchte Peter Hamilton höchstpersönlich im *Mariposa* auf; es schmeckte ihm prompt so gut, dass er unseren großen Veranstaltungsraum für ein Mannschaftssessen reservierte. Mein Vater schwebte im siebten Himmel; schließlich konnte er zwei seiner größten Leidenschaften – Basketball und Kochen – miteinander verbinden. Was super war. Dann verliebte meine Mutter sich in Peter Hamilton. Weniger super.

Es wäre schon übel genug gewesen, wenn Mom Dad wegen *irgendeines* anderen Manns verlassen hätte. In den Augen von zwei Basketballfanatikern wie meinem Vater und mir war Peter Hamilton allerdings gleichbedeutend mit

Gott. Doch auch Idole müssen manchmal fallen, wobei sie einen leider unter sich begraben können. Sie zerstören deine Familie, machen dich in deiner geliebten Heimatstadt öffentlich zum Popanz und verderben dir deine Basketballbegeisterung bis in alle Ewigkeit.

Obwohl seitdem ja schon einige Zeit vergangen war, konnte ich es manchmal immer noch nicht fassen, dass sie es tatsächlich getan hatte; es gab – unerwartete, jähe – Momente, da verschlug mir die nackte Tatsache nach wie vor den Atem. In den ersten, chaotischen, total komischen Wochen, nachdem meine Eltern sich mit mir zusammengesetzt und mir offiziell verkündet hatten, sie würden sich trennen, versuchte ich mir des Öfteren verzweifelt die Zeit davor zu vergegenwärtigen, um zu kapieren, wie das Ganze überhaupt hatte passieren können. Ich meine, okay, dem Restaurant ging es wirtschaftlich nicht prickelnd und mir war durchaus klar, dass das zu Spannungen zwischen ihnen geführt hatte. Außerdem wusste ich natürlich, dass meine Mutter sich regelmäßig beschwerte, mein Vater verbringe nicht genügend Zeit mit uns. Worauf er im Übrigen ebenso regelmäßig konterte, das ließe sich wesentlich leichter einrichten, wenn wir in einer Wellblechhütte am Straßenrand leben würden. Aber die Art von Streitereien kommen in jeder Familie vor, oder etwa nicht? Sie bedeuten nicht, dass es in Ordnung ist, mit einem anderen Mann durchzubrennen. Vor allem nicht mit dem Trainer der Lieblingsmannschaft des eigenen Ehemanns und der gemeinsamen Tochter. Oder?

Aber der einzige Mensch, der solche Fragen hätte beantworten können, schwieg sich aus. Zumindest teilte sie sich nicht so mit, wie ich es mir gewünscht hätte. Was anderes hätte ich von meiner Mutter aber wahrscheinlich auch gar nicht erwarten dürfen; sie war nie der mitteilsame oder gar

emotionale Typ gewesen. Dennoch hätte ich mir in jenen ersten, schmerzlichen Tagen der Totalverunsicherung nach der Trennung (und auch noch in den darauf folgenden Wochen, denn es blieb ja leider bei seltenen Gelegenheiten, da ich die Eine-Million-Dollar-Frage – *Warum?* – stellen konnte) gewünscht, auch noch etwas anderes zu hören als die stereotype Antwort, die sie jedes Mal gab, und zwar immer wieder so oder so ähnlich formuliert: »Was sich in einer Ehe abspielt, geht nur die zwei an, die miteinander verheiratet sind. Dein Vater und ich, wir lieben dich beide sehr. Und das wird sich auch niemals ändern.« Die ersten Male schwang in den Worten Traurigkeit mit. Dann eine Spur Gereiztheit. Und als der Ton deutlich schärfer wurde, hörte ich auf zu fragen.

HAMILTON, EHE-TERMINATOR, verkündeten die Sportblogs lauthals und ZUM NACHTISCH EINMAL IHRE FRAU, BITTE. Komisch, dass Schlagzeilen so witzig sein können, wenn die Wahrheit selbst nur ekelhaft ist. Ekelhaft, gemein, ätzend. Und noch etwas empfand zumindest ich als voll schräg: Etwas, das immer Teil meines Lebens gewesen war – mir sogar meinen *Namen* gegeben hatte –, war nun im wahrsten Sinne des Wortes Teil meines *Lebens*. Wie bei einem Lieblingsfilm, wo man jede Szene, jede einzelne Einstellung in- und auswendig kennt ... und plötzlich merkt: Man ist ja mittendrin. Im Film. Wobei es sich allerdings längst nicht mehr um eine Komödie oder Liebesgeschichte handelt, sondern um einen Albtraumhorror.

Natürlich waren wir in aller Munde. Die Nachbarn, die Sportjournalisten und Blogger, meine Schulkameraden: Alle redeten. Unaufhörlich. Wahrscheinlich redeten sie immer noch, drei Jahre und ein Hamilton-Zwillingspäarchen später; doch zum Glück war ich nicht mehr dabei, musste mir das

Getratsche nicht länger anhören. Ich hatte alles, Mclean inklusive, in dem Moment hinter mir gelassen, als Dad und ich den Umzugsanhänger an unseren alten Landrover angekoppelt hatten und Richtung Montford Falls aufgebrochen waren. Dann Richtung Petree. Und dann Westcott. Und jetzt eben hierher, nach Lakeview.

\*

Es war das Erste, was mir ins Auge sprang, als wir auf unser neues Heim zufuhren. Nicht dessen frischer weißer Anstrich mit den in heiterem Grün abgesetzten Kanten und Rahmen; oder die breite, gemütlich wirkende Veranda. Auch die beiden Häuser rechts und links von unserem zukünftigen nahm ich zunächst kaum wahr. In Stil und Größe waren sie unserem sehr ähnlich; allerdings war bei dem einen der Rasen im Vorgarten sehr sorgfältig gemäht und entlang des Gartenwegs wuchsen akkurat beschnittene Büsche, während vor dem anderen kreuz und quer mehrere Autos parkten, um die herum jede Menge roter Plastikbecher durch die Gegend flogen. Nein, für mich existierte in jenem ersten Moment nur eins, am Ende der Auffahrt. Als würde es auf uns warten, um uns persönlich willkommen zu heißen.

Wir fuhren unmittelbar darauf zu, hielten direkt davor. Keiner von uns sagte etwas. Mein Vater stellte den Motor ab. Wir beugten uns synchron vor, um schräg nach oben durch die Windschutzscheibe zu spähen. Das Ding ragte über uns auf.

Ein Basketballkorb. Manchmal ist das Leben einfach zum Brüllen komisch.

Einen Moment lang starrten wir das Teil stumm an. Schließlich ließ mein Vater die Hand vom Zündschlüssel gleiten. »Lass uns mit Auspacken anfangen«, meinte er und